

**Zeitschrift:** Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift  
**Band:** 68 (1989)  
**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Zum Abschluss der Romantrilogie von H.U. Müller : unvergleichlich  
sind wir  
**Autor:** Züfle, Manfred

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

nung sind. Daran ändern noch so kühne Perspektiven oder den Untergang voraussagende Szenarien kaum etwas.

Die europäischen Perspektiven und etwas so Prosaisches wie das Haushaltgleichgewicht im gleichen Atemzug zu nennen, wirkt vielleicht altväterisch. Aber dieser Zusammenhang besteht. Weder die Europäischen Gemeinschaften, deren Mitgliedstaaten noch zugewandte Orte wie die Schweiz können ihr Haus auf Sand bauen, wenn es Bestand haben soll. Vor partikulären Egoismen zu kapitulieren, kann kaum zu Lösungen führen, die Aussicht auf Bestand haben.

Wenn die Regierung versucht, die Staatsquote einigermaßen stabil zu halten, das Wachstum der Staatsausgaben auf das wirtschaftliche Wachstum abzustimmen und allfällige Überschüsse

zur Rückzahlung von Schulden zu verwenden, dann scheint es mir auch an der Zeit zu sein, mit dem Bund einen dauerhaften finanzpolitischen Frieden zu schliessen.

Dies sollte um so mehr möglich sein, wenn das Umfeld in ständiger Entwicklung und Bewegung ist. Gib mir einen Punkt, auf dem ich stehen kann, war schliesslich schon der Wunsch eines der Philosophen des Altertums. Nicht dass wir die Welt etwa aus den Angeln heben möchten. Unser Ziel ist viel bescheidener: unser Land in einem so entwicklungsfähigen Zustand zu halten, dass es sich mit einer fairen Aussicht auf Erfolg mit der Zukunft auseinandersetzen kann.

Manchmal mutet es wirklich seltsam an, dass unser Land bei den Banken in New York, in London und wahrscheinlich selbst in Zü-

rich einen besseren Kredit genießt als bei einem erheblichen Teil der Stimmberechtigten im eigenen Land, eingeschlossen sich selbst als staatstragend bezeichnende Kreise. Ein Andauern dieses Zustandes würde kaum zu seiner Europafähigkeit oder genereller zu seiner Überlebensfähigkeit in einem risikoreichen Umfeld beitragen. Da gegenwärtig unter Berufung auf Europa zahlreiche recht kostspielige Wünsche an den Bundesrat herangetragen werden, schien es mir an der Zeit zu sein, auch die Gegenrechnung zu präsentieren. Auch der Bund hat Anliegen, über die man sich nicht ohne Folgen dauernd hinwegsetzen kann.

*Diese Rede hat Bundesrat Otto Stich am 20. Februar vor der Statistisch-Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Basel gehalten.*

*Literatur: Zum Abschluss der Romantrilogie von H.U. Müller*

## Unvergleichlich sind wir

*Von Manfred Züfle*

H.U. Müller hat im Z-Verlag Basel sein drittes Buch herausgebracht: «Der Unvergleichliche, fünf Berichte vom Fremdsein und Menschsein». Er schliesst damit eine «lockere Trilogie» von «autobiographischen Schriften» ab. Mir scheint, dass bis anhin Müllers literarische Autobiographik viel zu wenig öffentlich zur Kenntnis genommen wurde. Das ganze nun vorliegende Unternehmen ist allerdings ein Brocken, der sich nicht leicht irgendwo einordnen, etikettieren und schubladisieren lässt. Anders gesagt, was H.U. Müller da produziert und geformt hat, ist im Literaturbetrieb nur schwer zu verdauen.

Schon der Stoff! Er besteht aus autobiographischem Material; durchgängig, radikal, ja brutal offen geht es in den weit über acht-

hundert Seiten der drei Bände um den, über den H.U. Müller immer in der dritten Person schreibt. Richtiger: es gibt keine Zeile, in der «er» nicht anwesend ist. Die Bücher sind aber kein Bericht aus irgendeinem (gepflegten) Innern des Autors H.U. Müller, sie stellen keine Bekenntnisliteratur, keine Konfessionen dar. Die durchgängige, unausweichliche Anwesenheit von «ihm» aber ist genau der Ort, wo dieses Schreiben welthaltig ist. Müllers Autobiographik ist literarische Methode, Welt zu sehen, darzustellen – und nicht von ihr verschluckt zu werden. Das macht zwar jede Literatur, der es noch um Verarbeitung von erfahrener Realität geht. Die spezifische Radikalität von Müllers Autobiographik besteht in etwas Be-

sonderem. Die Brüche seiner realen Biographie sind dergestalt, dass die Normen unserer Gesellschaft fordern, dass man von ihnen schweigt, dass man, nachdem man klinisch behandelt wurde, nun sich endlich angepasst hat. Der erste Band der Trilogie, «Der Ausgerissene», 1984 erschienen, bricht aber gerade das Schweigen, macht durch Literatur klar, wie «er» und vor allem, aus was «er» ausgerissen ist: der Autor, *indem* er über «ihn» schreibt – aus der psychiatrischen Klinik Burghölzli. Man konnte damals versucht sein, sein erstes Buch unter der Rubrik persönliche Berichte aus der Irrenanstalt abzubuchen. Man hätte es damals schon anders, besser wissen können. Müller gelang es schon mit dem ersten Band, ein Stück

Welt (die wir tunlichst nicht zur Kenntnis nehmen) zu gestalten, eine Welt hinter dem Graben, den wir mit unseren Begriffen von Normalität aufgerissen haben. Und Müller machte schon dort klar, dass diese ausgesonderte Welt sehr genau vermittelt ist, mit der Welt, in der wir alle leben, macht es klar, *indem* er Autobiographik ansetzt an die Welt und an sich. Das ist auf ganz andere Art, aber dem Grad nach nicht weniger *übersetzt*, Literatur wie das, was ein Friedrich Glauser in seinem Kriminalroman «Matto regiert» übersetzt hat. Es wäre interessant, einmal, gleichsam statistisch, festzuhalten, welche Bedeutung die «Anstalt», die Orte der Ausgrenzung in der Schweizer Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts haben. In seinem jetzt erschienenen dritten Band «Der Unvergleichliche» macht Müller zudem klar, warum für ihn der Ausweg über den Krimi nicht mehr möglich ist. Doch davon später. Müller macht in allen drei Bänden klar, dass seine Prosa «*Berichte*» sind: «Der Ausgerissene, ein Bericht», «Der Entfesselte, ein Bericht aus Zürich», «Der Unvergleichliche, fünf Berichte vom Fremdsein und Menschsein». «Bericht» ist wahrscheinlich die präziseste Bezeichnung für die *Form*, für das Wie seiner Schreibe. Dazu gehört, dass Müller in jedem Band auf der Rückseite des Titels immer die gleiche lapidare Angabe zu seiner Person macht: «H.U. Müller, geb. 1939, kaufm. Angestellter, lebt in Zürich.» H.U. Müller will nichts anderes gewesen sein! Schweizerischer Durchschnitt gleichsam. *Aber*: «Unvergleichlich» sind wir alle, oder wie es am Schluss des letzten erschienenen Bandes unpathetisch, banal, unwidersprechbar heisst: «Weil jeder Mensch einzig ist – und er ER ist!» Unwidersprechbar! – und H.U. Müller schildert auf über achthundert Seiten nichts anderes als, wie in seiner Biographie, wie in unserer Welt mit al-

len Normierungstechniken, von der psychiatrischen Anstalt bis zu den Üblichkeiten einer durchschnittlichen Karriere dem Unwidersprechbaren widersprochen wird! Dass schon darin, schon in der Titelfolge gleichsam, «Der Ausgerissene» (aus dem Burghölzli), «Der Entfesselte» (in dieser Stadt Zürich, wo den «Tator» der Normierung nachgegangen wurde), «Der Unvergleichliche» (schlussendlich!) die politische Brisanz von Müllers Literatur liegt, ist klar. Wie aus solchem Aus-Ruf *spannender* «Bericht», Literatur wird, ist die eigentliche, in einem exakten Sinn enervierende Sache. Müller macht es einem Leser *formal* nicht leicht, obwohl seine Bücher gerade keine schwierigen Bücher sind, das Interesse des Lesers, jedes denkbaren Lesers, würde ich fast behaupten, mit Bravour fesseln.

H.U. Müller pocht in Diskussionen, nach Lesungen, immer wieder auf seinen Begriff der «*offenen Form*». Seit dem zweiten Band seiner Trilogie gibt Müller Titel und Autoren der Bücher und Filme an, die er in den Berichten «erwähnt» oder aus denen «zitiert» wird. Müller lässt sich die Reflexion, genauer *seine* Reflexion, nicht ausgrenzen aus den «Berichten». Müllers Lektüren gehören explizit zu seiner Autobiographik. Ein Beispiel aus dem jetzt erschienenen dritten Band «Der Unvergleichliche». Müller stösst auf Heinz Kohuts «Wie heilt die Psychoanalyse?» Kohuts Begriff der «Kränkung» trifft ihn. Interessant ist nicht der Psychoanalytiker Kohut, auch nicht grundsätzlich, dass H.U. Müller zum Beispiel Kohut liest, aber dass und wie er sich aneignet, um eine der Metaphern für sein Existieren dem Leser zu vermitteln: «Er» ist ein Specht, der alle Rinden aufhacken muss. Und mit dieser Metapher kommt man als Autor offen vor dem Leser nicht durch und stösst auf Kohuts «Kränkung» und sagt: «Dann kreierte ich den Begriff «Krän-

kungs-Gesellschaft!» und fügt an: «Ich erhebe kein Copyright auf den Begriff», aber «besteht» dann darauf, Kohut hin oder her, dass «er», der Specht, jetzt kreativ auf die «Kränkungs-Gesellschaft» gestossen ist.

H.U. Müller treibt das, was er «offene Form» nennt, in seinem letzten Buch am weitesten. Man kann die Lektüre Müllers mit diesem dritten Buch anfangen; man wird auch hier hineingezogen. Aber die volle Dimension der Offenheit seiner Schreibmethode, einer Frei-Schreibung, wie er immer wieder betont, gewinnt man nur aus dem Ganzen. Dann wird klar, warum Müller zum Schluss noch fünf Aspekte von «ihm» und warum gerade diese fünf, noch einmal herausgreift. Der erste schon: «John Miller, der Archetyp» oder der minutiöse Bericht, wie H.U. Müller den Krimi über den knallharten John Miller nicht hat schreiben können, weil der Autor Müller auch mit der Schreibmaschine keinen kaltblütig um die Ecke bringt. Diese Anfangsgeschichte wird im übrigen, je länger Müller den Leser in den Schreibprozess selbst hinein-«*enerviert*», von einer solchen bodenlosen Komik, dass man als Leser plötzlich düpiert merkt: die Geschichte, die Müller mir vor-enthält, bringt es fertig, von dem zu *erzählen*, von dem man scheinbar nicht erzählen, worüber man nur gescheit reflektieren kann: wie ich in meinen Gewaltfantasien in einer Welt der Gewalt zwanghaft mich aufrüsten muss – und scheitere. Jeder der vier folgenden Berichte: «Der Guru, Eine Befreiungstheorie...», «Der Reisende... auf dem Luxussschiff Schmerz», «Der Specht, Vom Aufhacken der Rinden...», «Der Unvergleichliche, Vom Prozess des Menschwerdens...» verfahren darin gleich mit dem Leser, dass sie ihn, je mit andern Bildern, Metaphern, Enervationen, Irritationen, in den *Prozess des Berichtens selbst* hineinziehen. Eigentlich entsteht

dadurch eine subversive Verschworenheit zwischen Autor und Leser: gemachte Erfahrungen, all die durchlittenen Entsetzlichkeiten, auch all die haarsträubenden und komischen Banalitäten – und genau die – sind des Berichtens wert, sind unvergleichlich; unvergleichlich sind wir! Solche Literatur lässt nichts hinter sich, weder das Burghölzli noch diese Stadt da, Zürich, in ih-

rer Kälte, noch die teure Luxusklinik zum Beispiel am Zürichberg, noch die Phantasmen in den Seelen und die Figuren und Ausgeburten, die eine Schreibfantasie daraus entstehen lässt.

Das genau ist ihre Stärke. Dass sie von all dem Bericht erstattet, indem sie den Leser in einer rabi- at offenen Form hineinnimmt in ein Stück scharf Gesehener, un-

vergleichlich-eigener, genau da- rum vergleichbarer Welt.

*Der Ausgerissene* – Ein Bericht (1984), 268 Seiten, Fr. 27.–

*Der Entfesselte* – Ein Bericht aus Zürich (1986), 334 Seiten, Fr. 28.–

*Der Unvergleichliche* – Fünf Be- richte vom Fremdsein und Menschsein (1988), 236 Seiten, Fr. 28.–

*Bericht über eine undurchsichtige Kommission*

## Eine Schweiz ohne Technologiepolitik

Von Gérard Wettstein

Hat die Schweiz eine Technolo- giepolitik? Es dürfte unbestritten sein, dass mit der zunehmenden Konkurrenz auf dem internatio- nalen Markt die Technologiepoli- tik eine zentrale Rolle einnimmt. Technologiepolitik soll hier defi- niert werden als «Mittel, wie der Staat, allenfalls in Zusammenar- beit mit Privaten, die technologi- sche Forschung und Entwicklung fördert». Aus sozialdemokrati- scher Sicht stellt sich sofort die Frage nach einer staatlichen Len- kung der technologischen Ent- wicklung: Jedoch, lässt sich Tech- nologie überhaupt lenken, und was für Kriterien liessen sich al- lenfalls denken?

Bevor wir uns den normativen Betrachtungen zuwenden, soll zunächst die schweizerische Technologiepolitik kurz beleuch- tet werden. Der Bund verfügt bis heute über kein adäquates Mittel, um die Forschung und Entwick- lung grundlegend zu beeinflus- sen. Wohl gibt es den Schweizeri- schen Nationalfonds, der über ein Budget von rund 200 Millio- nen Franken verfügt, und die Kommission für Wissenschaft und Forschung (KWF) mit einem rund 30-Millionen-Franken- Budget (1988). Daneben sind noch andere Instrumentarien zu

nennen wie etwa das «Centre Suisse d'Electricité et de Micro- technique S.A.» (CSEM) in Neu- enburg, an dem der Bund finan- ziell beteiligt ist. Die Mikrotech- nik ist für die Schweiz von beson- derer Bedeutung, werden doch 21 Prozent der schweizerischen Exporte durch die Mikrotechnik- industrie erbracht.

Alle diese und andere Institute und Gremien können nur eine partielle Politik betreiben. An- hand der KWF soll gezeigt wer- den, wie undurchsichtig und frag- würdig die bestehenden staatli- chen Einflussmöglichkeiten sind. Im Jahre 1988 wurden nach Schätzungen für Forschung und Entwicklung total rund 7 Milliar- den Franken (ohne ETH und Universitäten) ausgegeben. Nach Branchen betrachtet fallen 45 Prozent der Gelder auf die Che- mie und 47 Prozent auf die Elek- tro-, Maschinen- und Metall- branche. Es zeigt sich also, dass rund 92 Prozent des Gesamtauf- wandes auf nur vier Branchen fal- len, ein Faktum, das eine der vie- len Fragen aufwirft: Wie ist diese massive Konzentration zu erklä- ren? Warum werden andere Branchen wie Bautechnik (und die damit zusammenhängenden neuen Isolationstechniken und

Materialien) und Uhren so ver- nachlässigt? Und vor allem: Was wird in all den (privaten) Labora- torien der Chemie geforscht? Wie stark ist die universitäre For- schung (vor allem auf dem Gebiet der Biologie, Chemie, Physik, aber auch der Soziologie) mit dem Militärapparat liiert?

Was die Herkunft der Gelder an- belangt, so mag es doch erstaun- en, dass sage und schreibe 98 Prozent des Gesamtaufwandes für Forschung und Entwicklung von der Privatwirtschaft getätigt werden, dem Staat bleiben die kümmerlichen 2 Prozent übrig. Tatsächlich kann hier der Bund kaum mit einer massiven Auf- stockung der Gelder auftreten. Was bleibt, ist die bescheidene Forderung, dass dort, wo der Staat über die Zuteilung von Gel- dern tatsächlich mitentscheiden kann, klare und zukunftsweisen- de Prioritäten gesetzt werden. Dass dieses Postulat bis heute Wunschdenken bleibt, zeigt das Beispiel der KWF.

Die KWF ist historisch aufgrund von Notrecht gewachsen. 1942 erhielt der Bund die Kompetenz, zur Unterstützung der wissen- schaftlichen Forschung an Hoch- schulen und in der Privatwirt- schaft Bundesgelder auszuspre-